

## **Fellhöhle**

»Oda« hieß die unangefochtene Lieblingslöwin meines Vaters. Ich kann nicht sagen, wie lange Oda im Leipziger Zoo unter der tierärztlichen Fürsorge meines Vaters gelebt und Löwenkinder geboren hat, aber sie muss eine Art Übermutter gewesen sein. Nicht nur, dass sie in 13 Würfen 45 Löwenkindern das Leben schenkte, sie war auch noch zusätzlich als Superamme im Einsatz. Gab es irgendwo Probleme beim Stillen, gab es eine erstgebärende Löwenmutter, die, wie es nicht selten vorkam, von der ganzen »Kindersache« überfordert war, dann konnte man Oda das fremde Kleine neben ihre eigenen Kinder an die Brust legen und es wurde auch noch satt.

Einmal, erzählte mir mein Vater, musste Oda sogar als Amme für einen Wurf Tigerbabys herhalten, denn neben den berühmten Leipziger Löwen wurden auch Sibirische Tiger über viele Jahrzehnte sehr erfolgreich im Leipziger Zoo gezüchtet. Die kleinen, hungrigen Sibirischen Tigerbabys, die ihre schwarzen Streifen in ihrem dichten gelben Fell nicht verleugnen konnten, wurden mit Löwenurin eingerieben, um zumindest ein wenig den Eindruck von Löwenkindern zu erwecken.

Gerne würde ich meinen Vater heute fragen, wie Oda damals auf die löwenpipiriechenden Streiflinge reagiert hat, ob sie zumindest kurz irritiert war und gezögert hat, bevor sie fünf gerade sein ließ, aber die Chance ist leider verpasst, denn mein Vater ist längst gestorben und somit dort, wo auch Oda ist, an einem unbekanntem Ort. – Alles, was ich noch weiß, ist, dass er mir erzählte, die ganze Sache sei damals völlig reibungslos verlaufen: Oda habe die Tigerbabys gesäugt wie ihre eigenen Kinder. Wahrscheinlich war sie über Jahre hinweg in einem ununterbrochenen Hormonrausch gewesen, in einem ununterbrochenen Geburts- und-Milch-Rausch, denk ich mir heute. Aber nicht nur Oda war es so ergangen, im

Grunde muss es allen erfolgreichen Löwenmüttern der »Leipziger Löwenfabrik« so ergangen sein. Und trotzdem war Oda die Königin von allen, die Oxytocin-Königin, denn gestreifte Löwenbabys zu stillen, das hatte nur sie allein fertiggebracht.

Ich selbst habe die fabelhafte Oda nie persönlich kennengelernt, ich kenne sie nur, seit ich denken kann, aus Erzählungen und von einem Schwarz-Weiß-Foto, aber vor allem als großes sandfarbenes, ganz eigen riechendes Fell, das erst im Wohnzimmer meiner Kindheit und dann in verschiedenen anderen Leipziger Wohnungen lag, in denen ich es ausgebreitet hatte, um mich heimisch zu fühlen. Nach dem Tod meines Vaters wurde ich der Erbe des Oda-Felles, wohingegen mein älterer Bruder das Fell eines männlichen Löwen erbt. Die Fell-Erbschaft beschränkte sich aber nicht nur auf zwei Löwenfelle, sondern war wesentlich umfangreicher, denn mein Bruder und ich sind in einer Art Fellhöhle aufgewachsen. Überall, vor allem im großen Wohnzimmer unserer Kindheitswohnung, lagen Felle herum oder hingen Felle an den Wänden. Ein unwissender Besucher hätte den Eindruck gewinnen können, im Hause eines DDR-Großwildjägers gelandet zu sein, so exotisch und vielfältig waren die Fellzeichnungen, die sich von der weißen Raufasertapete und vom hellbraunen Fischgrätenparkett abhoben wie gepunktete und gestreifte und tausendfach verzierte flache Schatzkisten. Mein Vater hatte um jedes einzelne Leben seiner ihm anvertrauten Zootierpatienten gekämpft, hatte in seinen mehr als 30 Jahren als Leipziger Zootierarzt bestimmt Hunderte, wenn nicht gar Tausende Kämpfe auf Leben und Tod ausgefochten, hatte sehr viele dieser Kämpfe gewonnen, aber eben auch einige verloren. Und wenn er verlor, dann suchte er Trost und Erinnerung in den Fellen. Dann suchten die Menschen der DDR-Zoos – die Direktoren, Tierärzte und Tierpfleger – Trost und Erinnerung in den Fellen. Das war auch der Grund, warum die Fellhöhle meiner Kindheit mit den Jahren immer felliger wurde – das Leben kam und ging im Leipziger Zoo, so wie es auch im normalen Nicht-Zoo-Leben kam und ging, wo Brüderchen und Schwesterchen geboren wurden und Omas und Opas starben.

Die größte Felldichte der Kindheitswohnung lässt sich vielleicht annähernd so beschreiben und inventarisieren: Es gab zwei Löwenfelle (1x Oda und 1x ein männlicher Löwe mit stattlicher Mähne, dessen Namen ich nicht mehr kenne; beide

unterhalb des Fernsehers liegend), zwei Felle von ausgewachsenen Sibirischen Tigern (über den gelb-samtenen Sofalehnen hängend), einen Leopard (mit präpariertem Kopf, wunderbaren bernsteinfarbenen Glasaugen und sehr langen Schnurrhaaren; an der Wand hängend), ein Schwarzbärfell (nicht groß, aber ein Problemfell: Mehrere Generationen von Elze'schen Haushunden liebten oder hassten genau dieses Fell und pinkelten und schissen oder erbrachen sich regelmäßig darauf), ein Przewalskipferdfell (also ein echtes Urwildpferdfell, wie ich meinen Freunden bei den von mir gerne durchgeführten Wohnungsbegehungen immer wieder versicherte), ein Zebrafell (von dem Fohlen »Christian«, das nach mir benannt worden war: ein Grevyzebrakind, dem ich mein Herz geschenkt hatte und das später an einer schweren Durchfallerkrankung gestorben war), ein Ozelotfell (klein, aber fein, und besonders wertvoll, wie mein Vater immer betonte), ein Nebelparderfell (vielleicht das schönste Raubkatzenfell der Welt: eine Mischung aus Punkten, Streifen und plattenartigen Mustern), dann Ziegenfelle, Schaffelle und noch vieles Kleinere mehr, denn auch verstorbene Haustiere (vor allem Meerschweinchen) wurden im Hause Elze zu Erinnerungszwecken auf verschiedene Weise präpariert und aufbewahrt: entweder als kleine, taschentuchgroße Felle oder als mehr oder weniger verschrumpelte, mit Holzwolle ausgestopfte und mit Glasäuglein versehene Ganzkörperpräparate.

Zusätzlich gab es in der Fellhöhle noch andere zoologische Objekte, die von Besuchern ebenso bestaunt wurden: zum Beispiel ein Ohr von einem afrikanischen Elefanten (aufgehängt über der großen Wohnzimmertür), der hohle Fuß eines Flusspferdes (den ich mir gern als Hut beziehungsweise Hutskulptur auf den Kopf setzte, und der genau passte, so dass ich ihn nicht mit den Händen festzuhalten brauchte), Elefantenbackenzähne und Elefantenrippen, eine ausgestopfte Rieseneidechse, ein Straußenei, kopfsteinpflastergroße Nierensteine von Pferden, ein ungeborenes, mumifiziertes Ferkel und noch etliches mehr.

Selbst in unserem Kohlenkeller befanden sich weitere Knochen, wie mir mein Bruder erst neulich versicherte. Er sprach von einem Sack voller Knochen. Ich selbst habe diesen Sack niemals gesehen. Mein Bruder meint, es liege daran, dass ich als Kind nie Kohlen holen musste, aber das stimmt nicht – ich habe sehr wohl unter Todesangst Kohlen geholt. Ich denke eher, es lag daran, dass mein Vater den Knochensack irgendwann in Sicherheit brachte, und zwar vor meinem Bruder.

Dieser hat es selbst zugegeben, dass er sich jahrelang unerlaubt aus genau diesem Knochensack bediente, um Knochen gegen Schlümpfe und andere begehrte Spielsachen einzutauschen. Mein Vater kriegte es irgendwann raus, als einige »Geschäftspartner« meines Bruders ihrer Freude und Begeisterung Ausdruck verliehen und sich auch bei ihm für die schönen »wilden Knochen« bedankten. Neben zahlreichen Elefantenrippen hatte mein Bruder auch einen wertvollen Brustwirbel eines Elefanten eingetauscht, was das Fass zum Überlaufen brachte. Der Brustwirbeltausch musste rückgängig gemacht werden.

Heute ist meine Wohnung bis auf Odas Fell fellfrei, nachdem sie viele Jahre nach dem Tod meines Vaters mehr oder weniger fellig gewesen war. Ich brauche eine gewisse Fellpause, merke ich, aber alle Felle werden sorgsam aufbewahrt. Und dennoch ist es ein Kampf geblieben: zwar nicht mehr um das Leben der ursprünglichen Fellbesitzer, wie ihn mein Vater geführt hat, aber um die Felle selbst, die ganzjährig von Motten angegriffen werden, wobei schon einige Quadratzentimeter unwiederbringlich verloren gegangen sind. Auch das Fell von Oda hat gelitten, am Schwanz und am Kopf, vor allem an den Ohren, aber es ist immer noch zauberhaft schön: sandfarben, mit wenigen braunen Punkten an den helleren Flanken – und es hat sich seinen unverwechselbaren, leicht muffigen, aber dennoch angenehmen Geruch erhalten. Obwohl mein Bruder das Fell eines prächtigen Löwen mit typischer Leipziger Zuchtmähne geerbt hat, bin ich noch immer froh darüber, dass ich Oda bekommen habe, zwar ohne Mähne, aber dafür voller Zauberhaare – wie ein fliegender Teppich zurück in die Kindheit. Und mittlerweile kommt es mir sogar so vor, als ob Odas Fell auch ein Stück meines Vaters wäre, das ich gegen die Motten verteidige, auch wenn ich den Kampf wahrscheinlich am Ende verlieren werde, oder erst mein Sohn oder mein möglicher Enkel ihn verlieren wird. Aber was solls: Im Moment ist Oda noch da und somit auch ein Stück meines Vaters, ihres größten Bewunderers unter den Menschen.

An dieser Stelle fällt mir ein, dass ich als Zehnjähriger meinen Vater einmal in meine Pläne einweihte, was ich mit ihm machen wollte, wenn er tot sei. Ich sagte ihm, dass ich ihn ausstopfen lassen würde, um ihn in der Wohnung aufzustellen. Es war eine Art Liebeserklärung und er verstand es sofort und lächelte. Dann wurden wir praktisch: Er fragte mich, wo genau ich ihn aufstellen würde, und ich überlegte

eine Weile, weil ich noch nicht genügend darüber nachgedacht hatte. Schließlich kam meine Antwort: Im Flur – damit ich ihn beim Hereinkommen immer gleich sehen könne. Diese Antwort machte ihn zufrieden und glücklich, das war zu erkennen.

Als mein Vater an einem sonnigen und warmen Frühlingsnachmittag im Mai 2001 während der Geburtstagsfeier einer Kollegin mit 68 Jahren in seinem früheren Arbeitszimmer in der Leipziger Tierklinik, wo er neben dem Zoo zeitlebens gearbeitet hatte, plötzlich umfiel und starb, ging ich gerade im Berliner Zoo, wo ich ein Praktikum machte, spazieren oder saß dort auf einer Bank und ließ mir die Sonne ins Gesicht scheinen. Nach seinem Tod fuhr ich nach Hause und alles kam ganz anders als einstmals im Universum eines Zehnjährigen erdacht. Es kam nicht dazu, dass ich meinen Vater ausstopfen ließ, auch wenn es damals schon Gunther von Hagens' »Körperwelten« gab und der »Meister der Plastination« beziehungsweise der »Joseph Beuys für Nekrophile« emsig nach Leichen suchte für seine Ausstellungen, die um die Jahrtausendwende wie leblose Wanderzirkusse durch die Welt zogen. Aber zu Hause im Flur würde er niemals stehen können, mein Vater, das wurde mir damals mit 27 vollkommen klar. Ich ließ es geschehen, dass er eingäschert und auf dem Leipziger Südfriedhof begraben wurde, und legte anstelle von ihm das Fell von Oda in den Flur meiner neuen Wohnung. – Es dauerte nicht lange und ich hatte das Gefühl, dass sich jemand freute. Jemand, der nicht ich war.

## **Meerschweinchenkeller**

Auch wenn es sich nicht um exotische Zootiere handelt, so will ich mich dennoch an die Meerschweinchen des alten Leipziger Zoos erinnern. Sie lebten zusammen mit Ratten- und Mäusefamilien in einem Keller des Wirtschaftshofes und warteten darauf, an Raubvögel und Schlangen, aber auch an die berühmten Leipziger Raubkatzen verfüttert zu werden. »Warteten« – das sagt man so leichtfertig dahin, als ob sie bewusst ihren Tod erwarteten, aber das war zum Glück nicht der Fall: Diese neugierigen kleinen Nager schienen nicht jeden Augenblick daran denken zu müssen, dass eine riesige nackte Hand nach ihnen greifen könnte, um sie für immer wegzutragen. Stattdessen wirkten sie recht glücklich und lebten in einer großen Gemeinschaft zusammen, wie sie bei einer Haustierhaltung gar nicht möglich gewesen wäre, es sei denn, man hätte beschlossen, sein ganzes Wohnzimmer einer Horde Meerschweinchen zu überlassen.

Für mich war der »Meerschweinchenkeller« des Leipziger Zoos einer meiner liebsten Orte, konnte ich dort doch regelrecht in Fellen baden. Aber hätte ich das nicht auch zu Hause, in unserer »Fellhöhle« gekonnt? Im Grunde ja, aber es gab einen entscheidenden Unterschied: Die Felle im Meerschweinchenkeller waren noch lebendig. Jede einzelne von diesen kleinen warmen »Quellen« war geeigneter zum Baden als jeder noch so große, aber kalte »Fellsee« in der Fockestraße, wo sich die Fellhöhle befand und sich immer weiter auszubreiten schien, als ob sie auch noch den Fockeberg mit Fellen überziehen wollte.

Aber wie genau sah diese »Badestelle« im Meerschweinchenkeller nun eigentlich aus? – Zunächst ging man vom Wirtschaftshof ein paar Stufen hinunter in einen Keller, wo es kein Tageslicht mehr gab, dafür zahlreiche Neonröhren und Rotlichtlampen. Man spürte sofort einen Klimawechsel. Es wurde schlagartig heiß, ganz so, als würde man in einem afrikanischen Land die Gangway eines Interflug-Flugzeugs, zum Beispiel einer spitznasigen Tupolew 154, hinuntersteigen. Zumindest hatte ich diese Vorstellung als flugzeugverrücktes Kind, das unbedingt Interflug-Pilot oder Kosmonaut werden wollte. Außerdem schlug einem ein überaus kräftiger, würziger Nagergeruch entgegen, was nicht jedermanns Sache

war, meiner Mutter etwa wurde übel davon. Ich selbst aber mochte diesen Geruch und sog die Nagerluft tief in die Lungenflügel ein.

Schon beim Heruntersteigen in den Keller hatte man aus der Ferne ein freundliches leises Quieken vernommen, aber jetzt, ganz unten angelangt, wurde dieses Quieken rasch lauter und schwoll zu einer kurzen Begrüßungsorgie an. Aber von Meerschweinchen war noch nichts zu sehen. Ich lief einen schmalen Gang entlang und kam zunächst an unzähligen Ratten- und Mäusekäfigen vorbei, in denen es wiederum ganz still zuging. In den vergitterten und mit Holzspänen ausgepolsterten Kinderstuben lagen weiße und gescheckte Nagermütter mit ihren meist noch völlig nackten und blinden Babys. Die Kleinen strampelten lautlos am mütterlichen Gesäuge und wenn ich stehen blieb und mein Gesicht an die Gitterstäbe drückte, konnte ich sehen, dass ihre rötliche Haut nahezu durchsichtig war. Überall sah man kleine, sich schlängelnde Blutgefäße unter der Oberfläche und hinter den geschlossenen Augenlidern schimmerten rund und dunkel winzige Augäpfel, die noch nie einem Lichtstrahl begegnet waren.

In meiner Erinnerung betrat ich den Gang immer wie einen stillen Waldweg, dem ich bis zum Ende folgen musste, um an einem quiekenden »Meerschweinchensee« herauszukommen. Auf der Oberfläche dieses Sees spielten die unterschiedlichsten Wellen, die unterschiedlichsten Farben und Strukturen. Ich sah Glattes und Gekräuselteres, Weißes und Braunes, Rotäugiges und Dunkeläugiges, Kleines und Großes, Fressendes und Schlafendes, mich Anblickendes und mich Ignorierendes. Es waren bestimmt weit über einhundert Meerschweinchen, also auch weit über vierhundert Beinchen und zweihundert Öhrchen, die in einer überdimensionalen, mit Stroh gefüllten Holzkiste zu einem einzigen Bild verschmolzen. Es gab Gruppenbildungen – unterschiedlich große Fellwolken, die in der einen oder anderen Ecke oder auch mittendrin hockten –, aber nie hatte man das Gefühl, dass sich bestimmte Rassen oder Nationen absonderten. Immer waren die Fellwolken bunt zusammengeschoben und bestanden aus Albinos und Nichtalbinos, Langköpfigen und Stumpfköpfigen, Kurzhaarigen und Langhaarigen, Rosettigen und Nicht-Rosettigen ...

Meist stieg ich sofort in die Kiste und das Gequieke wurde nochmals lauter. Es war die übliche Anfangspanik, die sich breitmachte – ein Gewusel von Beinchen im Stroh –, aber inzwischen wusste ich ja, wie ich mich zu verhalten hatte: Ich setzte

mich sofort hin und rührte mich nicht mehr. Gewöhnlich dauerte es nicht lange, bis es wieder leiser wurde und die ersten Meerschweine langsam und neugierig-quickend auf mich zutrippelten, um zu sehen, was für ein »Gulliver« denn diesmal an ihrer Küste gelandet war. Manchmal streckte ich mich auch der Länge nach im Stroh aus und ließ die Fellzwerge von allen Seiten kommen und an mir herumknabbern und herumzerren. Sollten sie mich ruhig gefangen nehmen! Ich schloss die Augen und schwamm im Fell. In solchen Momenten vergaß ich immer, dass alle Inselbewohner früher oder später in Raubtier- und Schlangennägen landen würden – bis auf wenige Ausnahmen.

Die Meerschweine, die wir in meiner Kindheit zu Hause gehalten und vergöttert hatten, waren allesamt aus genau diesem Meerschweinchenkeller des Leipziger Zoos herausgetragen und gerettet worden. Sie hatten sich zum Verwechseln ähnlich gesehen. Alle »Lissis« meiner Kindheit – Lissi 1, Lissi 2, Lissi 3 und Lissi 4 – waren glatthaarig und dunkeläugig gewesen und hatten ein seidig glänzendes Fell in Goldagouti besessen. Agouti ist der Name für die Wildfarbenen und für die Wildfarbe an sich, wie sie auch bei anderen Haustieren, zum Beispiel Kaninchen, Ratten und Mäusen vorkommt. Diese Wildfarbe wirkt einfach und rustikal, obwohl sie sich auf komplexe Weise zusammensetzt. Neben den gröberen Grannenhaaren, die immer einfarbig schwarz sind, ist die Mehrheit der kürzeren und feineren Haare dreifach gebändert. Auf ein längeres schwarzes Band am Haaransatz folgen beim Goldagouti ein schmaleres rotes Band und schließlich ein schmales schwarzes Band an der Haarspitze. Ein nicht wirklich zu fassender, schillernder, herrlicher Glanz ist zu beobachten. Einzig am Bauch, am Kinn und um die Augen herum wirken die Goldagoutis einfarbig rot. Hier haben die Haare nur ein schmales schwarzes Band am Haaransatz, dem ein breites rotes folgt, das bis zur Haarspitze reicht. Kurz gesagt, meine Familie war auf die Haltung von agoutifarbenen Meerschweinchen spezialisiert. Mein Vater hatte uns davon überzeugt, dass wildfarbene Meerschweine nicht nur die schönsten, sondern auch die besten und widerstandsfähigsten seien, was sich auch insofern bewahrheitete, als unsere Lissis bestimmte Spielabenteuer locker wegsteckten, wo vielleicht ein Rosettenmeerschwein die Nerven verloren hätte. Einige Lissis wurden regelrecht verbaut, steckten stundenlang in Western-Salons fest und guckten durch winzige Fenster oder hockten im Kunstgrastunnel unserer Modelleisenbahn und mussten Güterzüge aufhalten. Doch eine echte Lissi



machte nicht schlapp, schimpfte vielleicht ab und zu mit uns, aber hatte ansonsten gute Laune. Jeden Sommertag sammelten wir fleißig Löwenzahn in den verwilderten Hinterhöfen zwischen Fockestraße und Brandvorwerkstraße und sahen zu, wie jedes einzelne Blatt wie auf einem Fließband in den kleinen, graulippig umrandeten Mund einfuhr und verschwand, um im Inneren der Wundersau in immergleich geformte, länglich-dunkle Köttel transformiert zu werden. Unsere Lissis waren unersättlich und wir liebten sie. Auch mein Vater konnte nicht genug von ihnen bekommen. Obwohl er im Zoo eine Menge exotische Tierfreundschaften unterhielt, liebte er doch Meerschweinchen und ihr kontaktfreudiges Rufen und Begrüßen in besonderer Weise. Schon als Kind hatte er Meerschweinchen und Kaninchen (speziell »Große Holländer«) gezüchtet, war mit ihnen groß geworden und bestand nun darauf, dass es bei uns zu Hause immer Meerschweinchen gab und keine »Meerschweinchenpausen«. Er selbst beschrieb seine Liebe zu Meerschweinchen einmal so: »Wenn es irgendwie zeitlich möglich ist und ich bei meinem tierärztlichen Rundgang, der ›Zoo-Visite‹, in der Nähe der Meerschweinchenställe vorbeikomme, dann schmunzeln schon Tierpfleger, Inspektor, Direktor und Kollegen, da sie wissen, dass es mich für einige Minuten zu diesen herrlichen kleinen Nagern zieht wie andere Männer an die Spielzeugeisenbahn ihrer Kinder.«

Der einzige Nachteil unserer Meerschweinchenhaltung war, dass es viel schneller als bei einem Hund oder einer Katze, meist schon nach wenigen Jahren, zu Todesfällen, also »Lissi-Verlusten«, kam. Auch wenn mein Vater sich noch so anstrebte, waren einmal erkrankte Lissis nur selten zu retten. Dann musste eine neue Lissi her. Die alte wurde ein oder zwei Tage aufgebahrt und betrauert, danach in Tücher eingewickelt und zum Tierpräparator gebracht. Hatte die Aufbahrung nicht allzu lange gedauert, standen die Chancen gewöhnlich recht gut, dass der kleine Leichnam zu einem Ganzkörperpräparat umgewandelt werden konnte, das unserer echten Lissi zumindest ähnlich sah. Waren aber zu viele Stunden seit dem Meerschweinchentod vergangen oder war es zu heiß gewesen, dann hatten schon stärkere innere Zersetzungsprozesse begonnen, was dazu führte, dass mein Vater mit einem holzwollegefüllten Schrumpeltier nach Hause kam, einem missglückten Präparat, das mich erschreckte und enttäuschte, das ich aber dennoch

gewohnheitsmäßig ins Regal über meinem Kinderschreibtisch stellte. Ausnahmslos alle Lissis waren dort aufgereiht und standen festgenagelt auf einem kleinen, grün oder braun angemalten Holzscheit. Manche von ihnen wirkten, als wären sie noch in Bewegung, hatten ein Beinchen in der Luft oder reckten ihr Köpfchen in die Höhe, als ob sie mich gleich rufen würden, was mir gefiel und was auf einen guten Präparator hindeutete. Alles in allem lässt sich sagen, dass ich immer mit großer Freude dem Augenblick entgegenfieberte, in dem die Wohnungstür aufging und ich wusste, dass mein Vater vom Präparator kam. Trotz aller Trauer war es jedes Mal eine Art Bescherung, eine ritualisierte Wiederauferstehung, die stattfand, wenn das ausgestopfte Meerschwein ausgewickelt wurde. Tatsächlich halfen mir die Präparate, mit den Verlusten besser zurechtzukommen, genauso wie es meinem Vater geholfen hatte, einige Felle seiner ehemaligen Zoolieblinge zu Hause auszubreiten. Die ausgestopften Lissis beruhigten mich, selbst dann noch, wenn sie verschrumpelt waren. Ich nahm sie oft aus dem Regal, streichelte sie, klopfte ihnen den Staub aus dem Fell und manchmal stellte ich sie auch mit ihrem kleinen Holzscheit an den Füßen zu einer neuen, lebendigen Lissi in die Kiste, um zu sehen, ob sich alle Lissis auch untereinander gut verstanden.

Bevor aber eine neue Lissi in der Holzkiste sitzen konnte, musste sie zunächst einmal im Meerschweinchenkeller des Leipziger Zoos gefunden werden. Oder besser gesagt: erkannt werden. Es war ein bisschen so, als ob man die Reinkarnation des Dalai Lama suchen würde, kurz nachdem der alte gestorben war. Ich saß jedes Mal wie gelähmt im »Meerschweinchenmeer«. Mein Vater war auf Visite gegangen und ich wusste, dass ich etwa eine Stunde Zeit hatte, um unsere neue Lissi zu finden. Der Ernst der Situation und die vorgestellten Folgen meiner Wahl bewirkten, dass mir speiübel wurde. Ich durfte nur ein einziges dieser Meerschweine retten und es sollte ein Mädchen sein, eine Meersau also, und eine wildfarbene, dunkeläugige dazu – das waren die unverrückbaren Dalai-Lissi-Kriterien, die mir mein Vater eingepflichtet hatte. Ich konnte ihn gut verstehen, ich wollte ja auch wieder eine Lissi, ein Agouti, und trotzdem kam ich mir in meiner Liebe zu den Agoutis plötzlich vor wie ein rassistischer Gott. Denn ein kleiner Gott, ein Entscheider über Leben und Tod, war ich ja tatsächlich in diesem Moment. Und jedes Mal war ich heillos überfordert. Zum einen gab es Dutzende Agoutis im Meerschweinchenstall, aus denen ich auswählen musste, zum anderen fühlte ich deutlicher als sonst, dass alle

anderen Meerschweine – jedes weiße und gescheckte, langhaarige und rotäugige, gekräuselte und rosettige – absolut verloren waren.

Ich schaute mir alle Agoutis genauer an, versuchte, jedes einzelne zu fangen, um es eine Weile in der Hand zu halten und zu streicheln, und wartete im Grunde auf ein Zeichen, die wahre Lissi-Nachfolgerin gefunden zu haben. Aber das Zeichen blieb aus. Blieb immer aus. Nach einer Stunde kam mein Vater zurück, hockte sich neben die riesige Holzkiste und wollte wissen, welches die Auserwählte sei. Manchmal schüttelte ich einfach nur den Kopf, aber manchmal begann ich auch leise zu weinen. Wenn mich mein Vater dann so elend und entscheidungsschwach vorfand, fragte er mich, welches von den Agoutis denn das ruhigste, zahmste sei. Ich hatte versucht, mir die besonders Zahmen zu merken, denn es waren mehrere gewesen, die sich von mir leicht hatten einfangen und halten lassen, aber jetzt fand ich sie nicht wieder in dieser Masse von Meerschweinen und mein Herz pochte immer heftiger.

»Fang mal ein paar«, sagte mein Vater und stieg zu mir in die Holzkiste. Er gab mir nicht das Gefühl, dass wir es plötzlich eilig hatten, nachdem schon eine ganze Stunde ohne Entscheidung vergangen war, er sagte nur ganz ruhig: »Fang mal ein paar und ich schau dir zu.«

Genau das tat ich und mein Vater sagte eine Weile nichts, beobachtete nur. Schließlich begann er aber doch Vorschläge zu machen: »Wie wärs denn mit dem da, das sitzt doch ganz ruhig auf deinem Schoß« oder: »Das da ist doch auch ganz lieb, das frisst ja schon aus deiner Hand« oder: »Dreh doch das da mal um, ich will sehen, ob es ein Weibchen ist« und so weiter. Irgendwann wurde mir klar, dass mein Vater überhaupt nur diejenigen in die engere Wahl zog, die von Anfang an ruhig und unängstlich waren. Der erste Eindruck war entscheidend, wie bei einem Bewerbungsgespräch. Mit dem Unterschied allerdings, dass alle Abgelehnten sich nie wieder irgendwo anders bewerben konnten.

Ich muss gestehen, dass ich mich in meiner Überforderung letztlich immer diesen Auswahlkriterien meines Vaters gebeugt habe. Ich habe keine Meerschweinchenrowdys und keine Meerschweinchenchissers mit nach Hause genommen mit dem Ziel, sie erst noch zu zähmen und zu beruhigen. Im Grunde habe ich nie etwas gewagt. Vielleicht muss ich mich ja irgendwann im Meerschweinchenhimmel für meinen fehlenden Mut verantworten. Andererseits,

wenn ich dann mit dem neuen Meerschwein auf dem Schoß im Wartburg saß und wir nach Hause fuhren, wo die leere Holzkiste stand, die ich bereits mit frischem duftendem Heu gefüllt hatte, dann überkam mich immer eine große, unbändige Freude. Ich hatte eine neue Lissi im Arm, die der alten zum Verwechseln ähnlich sah und schon jetzt die Ruhe weg hatte; ganz so, als ob wir uns schon Jahre kennen würden.

Das mit Abstand Beste aber, das mir und den Meerschweinchen im Leipziger Meerschweinchenkeller passieren konnte, waren meine Kindergeburtstagsfeiern. Diese waren dank meinem Vater legendär geworden. Alle Kinder aus meiner Kindergartengruppe und später aus meiner Schulklasse wollten eingeladen werden, was organisatorisch gar nicht möglich war, es konnte nur Auserwählte geben. Jedes Mal ließ sich mein Vater etwas Besonderes einfallen, angefangen mit Kremserfahrten durch den Wildpark über Kleinmessebesuche bis hin zu Zooführungen, die immer im Meerschweinchenkeller endeten. Dort durfte sich jedes Kind ein Meerschweinchen für zu Hause aussuchen, ohne dass es mit den Eltern vorher abgesprochen war. Aber das war mir egal: Alle meine Freunde retteten Meerschweinchen, jeder Einzelne von ihnen, und nur darauf kam es an!

Wenn wir am Ende des Tages vom Zoo zurück in den Süden fuhren, wo wir alle wohnten, dann war eine große Seligkeit in den Gesichtern zu erkennen. Für einige meiner Freunde war es das erste Haustier überhaupt. Bestimmt waren wir ein bis zwei Stunden im Meerschweinchenkeller gewesen, bevor sich alle ihr passendes Meerschwein ausgesucht hatten. Ich musste mich zurückhalten, weil wir schon Lissi zu Hause hatten, aber mir juckten wie immer die Finger. Und trotzdem stellte ich am Ende zufrieden fest, dass diesmal nicht nur Agoutis gerettet worden waren, sondern auch weiße, rotäugige und rosettige Meerschweine mit uns in der Straßenbahn fuhren.

Dann kam der Augenblick der Wahrheit: die Ankunft zu Hause bei den überrumpelten Eltern. Ich war nie dabei, weil meine Freunde allein mit ihren Meerschweinen nach Hause gingen, aber soweit ich mich erinnere, kam nicht ein einziges der geretteten Meerschweine jemals zurück in den Meerschweinchenkeller oder wurde bei uns wieder abgegeben. Die Eltern meiner Freunde hatten sich mehr oder weniger geräuschlos dem Rettungsplan gefügt und alle Nagergeschenke

meines Vaters akzeptiert. Gut möglich, dass es noch einzelne, halb verzweifelte Telefonate in den nächsten Tagen gab, Telefonate, in denen mein Vater die neuen Meerschweinchenbesitzer beruhigte und in die Haltung und Pflege der Tiere einwies und ihnen jede tierärztliche Unterstützung zusicherte, falls diese einmal nötig sei, aber davon bekam ich nie etwas mit. Letztlich endete alles mit einem großen Erfolg. Auch mit einem großen Erfolg für mich. Aufgrund der verschenkten Meerschweine wurde ich ein VIP-Gast bei vielen anderen Kindergeburtstagsfeiern.

Zum Ende noch eine letzte Meerschweinchen-Erinnerung. Auch wenn sie nicht so recht zu meinen seelischen Qualen im Meerschweinchenkeller passen will, will ich sie dennoch nicht verschweigen. Zu meiner Verteidigung könnte ich sagen: Ich habe mir nie eine Meerschweinchenfellweste gewünscht, und mein Bruder auch nicht, wir haben unsere Meerschweinchenfellwesten einfach bekommen! Das Einzige, was wir uns vielleicht vorwerfen müssen, ist, dass wir fashingsverrückt waren und jedes Jahr ein anderes und möglichst ausgefallenes Kostüm tragen wollten. In den beiden Jahren zuvor war ich sehr erfolgreich als Schwein und als Wolf gegangen, alles maßgeschneidert von meiner Tante Lilo. Aber irgendwann wollte ich auch mal ein Cowboy sein. Und auch mein Bruder wollte ein Cowboy sein. Die notwendigen Waffen und die Munition hatten wir bereits zu Weihnachten bekommen: silberne Plasterevolver und grüne Zündplättchenrollen. Was noch fehlte, waren die richtigen Cowboysachen. – Ohne dass wir es wussten, ließ mein Vater für uns zwei Meerschweinchenfellwesten anfertigen, die uns kurz vorm Fasching feierlich überreicht wurden. Wir fragten damals nicht, woher die Felle kamen, aber die einzige Erklärung für mich heute ist, dass sie alle aus dem Meerschweinchenkeller des Leipziger Zoos stammten. Mein Vater hatte bestimmt einem Dutzend geschlachteten Meersäuen, die verfüttert werden sollten, das Fell abziehen lassen und zu Tante Lilo gebracht. Ich bin 4 ½ Jahre jünger als mein Bruder und wir bekamen die Westen, als wir ungefähr sechs und zehn Jahre alt waren. In meiner Cowboyweste steckten mindestens vier Meerschweinchenfelle, bei meinem Bruder doppelt so viele. Die Westen waren kunterbunt gescheckt: glatt und rosettig, hell- und dunkelhaarig, braun und weiß, aber kein einziges Agouti war dabei. Mein Vater hatte es anscheinend nicht übers Herz gebracht. Mein Bruder und ich waren mehr als erstaunt, eine Weile entsetzt, als wir die Westen

entgegennahmen, aber die Freude überwog schließlich. Und unser Ansehen stieg beträchtlich. Wir wurden die coolsten Meerschweinchenfellcowboys der gesamten Deutschen Demokratischen Republik. Wir trugen zwei Jahre lang stolz unsere Westen bei Wind und Wetter, nicht nur zur Faschingszeit, dann waren wir endgültig aus ihnen herausgewachsen. Danach hingen sie nur noch im Kleiderschrank wie kleine abgestreifte Pellen. Wir schauten ab und zu hinein und versuchten, nicht zu weinen. Nie wieder würden wir Meerschweinchenfellwesten tragen. Der Wilde Osten lag hinter uns.

## **Nachwort zu „Oda und der ausgestopfte Vater“**

*von Helmut Höge*

Carl-Christian Elze ist im Leipziger Zoo groß geworden und veröffentlicht nun einige seiner »Zoogeschichten«, die kapitelweise im Leipziger Stadtmagazin »kreuzer« vorabgedruckt wurden, dazu noch drei weitere Texte. Sein Vater war Zoo- und Zirkustierarzt in Leipzig. Manchmal brachte er ein kleines Tier mit nach Hause. An den Wänden in ihrer Wohnung hingen Felle verstorbener Zootiere, einige waren auch ausgestopft. Mich erstaunte beim Lesen, wie unsentimental oder unschuldig der Autor von den Lebenden wie von den Toten und ihren konservierten Resten spricht.

Vor einiger Zeit besuchten wir zusammen mit einem Berliner Schriftsteller und einem pensionierten Pfleger aus dem Cottbusser Tierpark ein »Elefantendorf« in Mecklenburg. Ein sympathisch unaufgeregter Zirkus – im Stillstand quasi. Ein Tieraltersheim. Der pensionierte Tierpfleger hatte bereits zwei Bücher über seine Arbeit und einige Tiere im Zoo veröffentlicht. Es gibt nicht viele Tierpfleger, die Berichte hinterlassen, sie scheinen in den letzten 100 Jahren sogar immer weniger geworden zu sein. Auch bei den Pflanzenpflegern in den Botanischen Gärten gehen die Publikationen seit der Zeit etwa gegen null. Die Biologie mit ihrer Ausrichtung auf Gene, Enzyme, Hormone und deren Profitabilisierung ist nichts mehr für die Handarbeiter in diesem Bereich. Auf der anderen Seite gibt es kaum einen Zoodirektor, der keine Bücher veröffentlicht hat.

Carl-Christian Elze studierte zunächst vier Semester Medizin in Leipzig, dann packte ihn die Zoologie. Ein Studium der Biologie und Germanistik folgte, dazu ein längeres Praktikum im Berliner Zoo, das für ihn sehr wichtig war. Er archivierte dort eine umfangreiche Schädelammlung für die Zooschule, wie er mir erzählte: »Was der Sache dort einen besonderen Reiz gab, war auch der Umstand, dass viele Schädel noch gar nicht bestimmt waren. Ich durfte mich damals exzessiv mit klassischer Systematik beschäftigen. Und wenn ich von Zeit zu Zeit mit meinen Bestimmungsbüchern nicht bis zum Artnamen vordringen konnte, packte ich einfach meine ›Problemknochen‹ zusammen und fuhr zum Naturkundemuseum.

Dort gibt es abseits des Museumsbetriebs riesige Sammlungen von Knochen, Federn, Fellen und Stopfpräparaten. Ich erinnere mich an Säle, angefüllt mit Schränken, die bis zur Decke reichten, vielleicht 10 m hoch. Man stieg mit seinem ›unbestimmbaren Schädel‹ die Leiter hinauf, zog da und dort Schubladen auf, nahm bereits bestimmte Schädel heraus und verglich sie bis ins kleinste Detail mit dem mitgebrachten. Alles lief darauf hinaus, endlich den vollständigen Namen zu erfahren, das Ding endlich bei seinem ganzen Namen nennen zu können.«

Wenig später entschied er sich jedoch, als freier Schriftsteller zu leben, und wechselte an das Leipziger Literaturinstitut. Nun ist er verheiratet, hat zwei Kinder, einen Hund (aus Rumänien) und bekam bereits mehrere Preise und Literaturstipendien, unter anderem war er 2013 der erste Dresdner »Poet in Residence«, daneben hat er die Literaturzeitschrift »plumbum« mitgegründet. Das ist auch schon fast alles, was ich von ihm weiß. Und dass er (im Gegensatz zu mir) kein Tierbuchautor ist, wie er meinte, auch wenn in seinen Gedichten und Erzählungen oft ein Tier auftaucht. Ein Rezensent schrieb über ihn: »Er liebt Tiere und räumt ihnen gerne einen Platz ein in seinen Geschichten, gleich in der ersten tritt ein Hund auf ...« Und eines seiner Gedichte heißt »alles hab ich von hunden gelernt«. In einem Interview meinte er: »Mit meinen Erfahrungen als Hundebesitzer kann ich sagen: Ein Hund lebt unbewusst eher die Bergpredigt als wir Menschen. Hunde bringen ›ihren‹ Menschen eine so große und unbedingte Liebe entgegen, wie es sie sonst in dieser Beständigkeit nicht noch einmal gibt ...«

Zu Elzes Lieblingsdichtern gehörte »so bis Mitte 20, dann nicht mehr« Gottfried Benn, der es als Arzt auch mit der Biologie hatte. Im harten Winter 1947 schrieb Benn – durchaus antidarwinistisch: »Das Leben, das legen sie sich so aus: ›Die Eierstöcke sind die größten Philosophen‹.« Als er mit seiner Frau 1941 den Westberliner Zoo besuchte, gab ihm ein Puma zu denken. Seinem Freund, dem Bremer Kaufmann Friedrich Wilhelm Oelze, schrieb Benn: »Der Puma lag regungslos auf einen Ast gestreckt, monoman, mit grünen Augen. Ich war tief beeindruckt vom Tier, dem Verhafteten, ungeheuer Unterworfenen aller seiner Wendungen und Bewegungen, seinen schauerlichen Wiederholungszwängen im Traben, Schaben, Wetzen, Heulen, dieser ganzen Neuronen- und Reflexspannung von geradezu fühlbarem Charakter, die nur die Entladung in die Muskulatur kennt.



Offenbar die älteste Vorform des Bewußtseins –, noch ohne jeden Ausweg in die Trennung vom Objekt, die wir dann brauchen ... Ja, der Mensch erlöste den Gott, aber dieser Prozeß wird nicht zu Ende sein und etwas anderes wird ihn von uns erlösen, denn sicher sind auch wir eine schauerliche Qual und bedrücken die Erde tief.« In seiner Misanthropozän-Weltsicht gibt es keinen Ausweg mehr: »Ich sagte, ich liebe den Puma, aber, füge ich hinzu, ich glaube nicht, daß er für uns noch einmal gesetzlich wird.«

Dunkle Worte. Da ist Carl-Christian Elze doch anders drauf, ich sehe bei ihm jedenfalls keinen Pessimismus. Zu meiner Überraschung las ich in einer seiner letzten Zoogeschichten, dass er bis heute jeden Zirkus besucht, nun mit seinen Kindern, und dass er im Sommer 2001, nach dem Tod seines Vaters, mit einem Freund durch ganz Deutschland reiste, um sich alle kleinen und großen Zoos anzuschauen. »Wir wollten sehen«, schreibt er, »was uns besonders gut gefällt, um später selbst einen Zoo zu gründen. Dieser Plan kam uns damals absolut realistisch vor und beanspruchte fast jede Minute unseres Denkens.« Ich war davon ausgegangen, dass sich mit Beginn von Elzes Schriftstellerei die Beschäftigung mit Tieren auf das Zusammenleben mit seinem Hund reduziert hatte, er deutete so etwas an. Kürzlich erfuhr ich jedoch Genaueres: »Erst mit Ende 20 hab ich mich ganz auf die Schriftstellerei konzentriert, als sich die Zoopläne zerschlugen. Der ursprüngliche Plan war, ›schreibender Zoodirektor‹ zu werden. Die Beschäftigung mit Biologie und Medizin ist aber geblieben.« Seit 2004 ist er noch Lehrkraft an der Leipziger Henriette-Goldschmidt-Schule für die Fächer Humanbiologie/Medizin, Allgemeine Krankheitslehre und Hygiene/Mikrobiologie. 2012/13 war er außerdem Honorarlehrkraft an der Dresdner Bildungsakademie in den Fächern BAP (Biologie/Anatomie/Physiologie) für Ergotherapeuten und Pathophysiologie für Medizinisch-technische Assistenten.

Der französische Zoosystemiker Louis Bec hat die Biologie einmal definiert als den Versuch, transversale Beziehungen zu anderen Arten aufzunehmen. Solch eine »Biologie« kann man natürlich auch mit seinem Hund betreiben und muss man wahrscheinlich sogar. Jean-Luc Godard hat darüber 2016 einen Film gedreht: »Abschied von der Sprache«. Mit einer »transversalen Beziehung« ist wohl eine Art »Querbeziehung« gemeint. Die gilt für einen Zoodirektor logischerweise nicht,

wobei jedoch viele in ihren Memoiren eher klagen, dass sie als Chef so gut wie gar nichts mehr mit den Tieren zu tun hatten. Sie konnten höchstens Beziehungen zu Tieren bei ihren Mitarbeitern zulassen oder verhindern. Im Zürcher Zoo haben Direktor wie Tierpfleger darüber berichtet. Es gibt zudem einen launigen 1.000-Seiten-Roman des Schriftstellers Martin Kluger. Er handelt von den Ränken und Leiden des Personals des Westberliner Zoos, vor allem des Direktors, seiner wissenschaftlichen Assistentin, seines Pressesprechers, sieben Tierpflegern und einigen weiteren Zooaffinen – unter dem Titel: »Abwesende Tiere« (2002). Der Zoodirektor hatte laut Martin Kluger ein besonderes Verhältnis zu seinen Pförtnern: »Auf sie konnte er sich verlassen. Weniger auf die Besucher, von denen die meisten, ob sie es wussten oder nicht, die geborenen Tierquäler waren, Frauen und Kinder voran.« Gleichzeitig spendeten die Frauen aber auch die größten Geldsummen für den Zoo und mussten deswegen pfleglich behandelt werden. Besonders schlimm war es dort während der Pfingstkonzerte, wenn sich »an die 300.000 Besucher durch den Garten wälzten, die Blumen platt trampelten und die Tiere steinigten, die zu diesem Anlass extra sediert werden mussten ...«

Als Zoodirektor hat man es vor allem mit Menschen zu tun, von denen die meisten einem Probleme bereiten – wozu man auch noch eine halbwegs gute Miene machen muss. Dem berühmten Frankfurter Zoodirektor Bernhard Grzimek gelang es, sein Wirken unter Menschen und Tieren zu trennen. Er schrieb mindestens 30 Bücher über Tiere, darunter über viele afrikanische, deren Lebensraum er mit finanziellen und politischen Mitteln erhalten wollte – was ihm auch gelang; daneben schrieb er aber auch ein Buch mit dem Titel »Auf den Mensch gekommen: Erfahrungen mit Leuten«.

Manche Zoologen sagen, dass alle guten Zoologen mit Tieren aufwuchsen. Aber nicht alle sind auch gute Schriftsteller geworden. Es ist interessant, dass sich die Gespräche in so manchen Familien hauptsächlich um ihre Tiere drehen, so war es auch bei uns zu Hause. In jungen Jahren arbeitete ich eine Weile als Tierpfleger in einem Zoo: Dort wurde jedoch nicht viel über die Tiere geredet, als Faustregel galt dort und vielleicht auch in anderen Westzoos: Je mehr und besser sich einer um »seine« Tiere kümmerte, desto weniger wollte oder konnte er etwas mit Menschen anfangen. Gute Tierpfleger waren mehr oder weniger Menschenverächter,

mindestens große Schweiger. Dies ist vielleicht auch ein Grund, warum es so wenig Zoogeschichten von Tierpflegern gibt. Andererseits weiß ich vom ehemaligen Elefantenpfleger im Tierpark Friedrichsfelde, von wo aus die Tierpflegerausbildung erstmals wissenschaftlich organisiert wurde: »Wir saßen nach Feierabend immer noch im Tierparklokal zusammen. Da wurden dann am Biertisch auch alle Probleme angesprochen, die sich um die Elefanten drehten. Wir haben die Elefanten nur beim Namen genannt, weil, es ging immer um ein konkretes Problem mit einem konkreten Tier, oder wie die Herdenstruktur gerade ist, was vorgefallen ist am Tag oder in der letzten Zeit, was zu erwarten ist, wie wir die Gruppe positionieren können im Stall oder auf der Außenanlage, wer mit wem zusammenkommt und so weiter«. Die dabei verwendeten Begriffe der Tierpfleger stammen größtenteils aus dem Repertoire menschlichen Verhaltens, sie gelten zwar in der Tierforschung als unwissenschaftlich, aber, wie die Philosophin Mary Midgley zu bedenken gibt, »würden sie sich nicht an diesen alltäglichen Gefühlen orientieren – würden sie nicht beachten, dass ihr Elefant glücklich, verärgert, ängstlich, aufgeregt, müde, gereizt, neugierig oder wütend ist, sie würden nicht nur ihre Arbeit verlieren, sie wären sehr bald tot.«

Carl-Christian Elze erzählt vor allem von Tieren, die er als Kind und Jugendlicher kennenlernte, und da nimmt man sowieso fast jedes Tier als »Person« wahr. Für den Tierfreund und den schriftstellerisch verhinderten Zoodirektor, der alle deutschen Zoos kennt, böte sich vielleicht eine Perspektive als Zoosystemiker an. Der oben erwähnte Louis Bec hat dazu ein »Handbuch des kleinen Zoosystemikers« verfasst, aus dem ich einige Paragraphen zitieren möchte: »1.6 Jeder Zoosystemiker hat, wie allgemein bekannt, geheime, zoologische Systeme zu entdecken und zu erforschen. 1.8 Zoosystemiker zu sein und es auch bleiben zu wollen, bedeutet also, daß man bereit sein muß, sein ganzes Leben umzuformen. Vom Phantasieleben erzeugte unterschwellige Zoologien lassen explikative mit implikativen Teilfragmenten der Forschung überschneiden. 1.9 Das setzt voraus, daß der auserkorene Gestalter über die nötigen Fähigkeiten verfügt, Zoosysteme und Morphogenesen auf der Basis von handwerklichen, phantasiebegabten, symbolischen, logischen, phantasmatischen, rationalen und methodologischen Aktivitäten aufzubauen. 1.10 Überdies muß alles unternommen werden, um in den Augen der Mitmenschen das Erscheinungsbild eines durchschnittlichen und

vernunftbegabten Menschen aufrechtzuerhalten. 2.1 Jeder Zoosystemiker, der auf sich hält, sollte – ohne viel Aufhebens – in Form einer fabulierenden Erkenntnislehre auf eine fiktive Zoosystemik hinwirken. 4.2 Er muß stillschweigend und gelassen hinnehmen, von den Wächtern über die »Eigenarten«, den großen Vertretern des Wissens, den bedingungslosen Anhängern des Mythos vom Kunstschaffenden mit dem abgeschnittenen Ohr, von den sehr ehrenwerten Kunstkritikern und sogar von den Medizinstudenten im vierten Semester ausgebuht zu werden. 5.6 Er sollte mit der Fähigkeit begabt sein, Expeditionen in die vagen und konturlosen Zwischenreiche einer atopischen Zoogeographie vorzubereiten. 10.1 Das Paradigma der Tierhaftigkeit des Lebendigen ist das bevorzugte Interventionsgebiet des fortgeschrittenen Zoosystemikers. 10.2 Er muß der inneren Überzeugung sein, daß in der Wiedergabe des Lebendigen die Ganzheit in gedrängter Form dargestellt wird. Das Verhältnis des Menschen zum Tier ist im Verlauf seiner Geschichte nichts anderes als eine Gestaltung, eine dramatische Simulierung der Nichtübertragbarkeit. 10.5 Er muß sich ständig vergegenwärtigen, daß das Paradigma der Tierhaftigkeit insgesamt viel besser durch eine plurale Semantik bezeichnet oder dargestellt wird als durch die wissenschaftlichen Bestandteile einer objektiven Zoologie.« (Sorgues, 1985)

Wie das praktisch aussehen könnte, hat Bec in seinem Buch über eine kleine Tiefseekrake »Vampyrotheutis infernalis« gezeigt, das er 1993 zusammen mit dem brasilianischen Philosophen Vilém Flusser veröffentlichte: »Sie haben vorsichtigerweise die biologischen Möglichkeiten überprüft, bevor sie sich die Frage nach der Weltanschauung eines von uns grundsätzlich verschiedenen Lebewesens gestellt haben. Sie haben zudem ein Wesen ausgewählt, bei dem es nicht ausgeschlossen ist, daß es über das verfügt, was unsere Philosophen die Fähigkeit zur Weltanschauung nennen, denn sein tierisches Volumen und jener Teil, der die neuronischen Verknüpfungen beinhaltet, ist groß genug«, schrieb der Philosoph Abraham Moles in einer Rezension des Krakenbuches von Bec und Flusser, dem er eine Arbeit des Umweltforschers Jakob von Uexküll gegenüberstellte: »Uexküll stellt in seinem berühmten Text die Frage nach der Weltanschauung der Zecke. Mit Hundeblut vollgesogen und auf dem Hundeohr sitzend, durchläuft sie mit dem Hund das, was wir das Universum nennen (oder zumindestens einen kleinen Teil davon). Uexküll klammert dabei aus, ob der

Begriff ›Weltanschauung‹, der ja menschlichem Vokabular entstammt, für Zecken überhaupt einen Sinn hat. Außerdem setzt er voraus, dass die Komplexität des Nervensystems der Zecke vereinbar ist mit der hohen Abstraktion und dem konnotativen Reichtum des Begriffs ›Welt‹.«

Anders gesagt: Man kann die »Weltanschauung« – z. B. von Meerschweinchen, zu denen Carl-Christian Elze einst ein inniges Verhältnis unterhielt, oder auch von einem rumänischen Hund, den er jetzt hat – durchaus ergründen. Man kann sie aber auch – z. B. bei einer Zecke – einfach unhinterfragt voraussetzen. Oder, wie Gottfried Benn beim Puma, als nicht vorhanden ansehen – wenn auch mit leiser Sehnsucht nach dessen noch nicht vollzogener Trennung zwischen Subjekt und Objekt, hinter die inzwischen auch viele (optimistische) Wissenssoziologen wieder zurückwollen – d. h. vor die Moderne. Wir sind sowieso nie modern gewesen und hätten nie richtig getrennt, sagen sie.

Beim Lesen seiner Zoogeschichten habe ich mich gefragt, was denn der Autor für eine »Weltanschauung« hat, d. h. was für eine eventuell in seinen Texten, die doch auch so etwas wie autobiografische Fragmente seiner Kindheit und Jugend sind, durchscheint. Für Nietzsche war z. B. der »Darwinismus« eine Weltanschauung, eine »kapitalistische«, wie Marx hinzufügte. Die Heidelberger Genetikerin und Nobelpreisträgerin Christiane Nüsslein-Vollhard kann noch heute behaupten, »dass die Natur in gewisser Weise kapitalistisch funktioniert«.

Carl-Christian Elze hat eine ökologische Weltanschauung, genauer gesagt (mit einem Schlagwort von Timothy Morton): Er betreibt eine »Ökologie ohne Natur«, eine, die im Laufe der Zeit nicht mehr groß zwischen den Menschen und den Tieren (sowie den Pflanzen?) unterscheiden mag. Vielleicht wünsche ich mir das auch nur. Ich sehe sie aber schon bei seinem Vater am Werk. Er wuchs in einem vogtländischen Dorf mit vielen Nutztieren auf, irgendwann hatten er und seine Brüder »begriffen, dass wir uns die Bedeutungen noch der kleinsten Reaktionen der Tiere wie Vokabeln zu merken hatten. Je größer das ›Vokabularium‹ war, umso besser konnte man sich verstehen.« Und dieses »Verfahren« hat er dann als Tierarzt weiterentwickelt.

Hier ein paar Beispiele von seinem Sohn: An der Wand seines Kinderzimmers hing ein Zebrafell, dazu erklärt er: »Von dem Fohlen ›Christian‹, das nach mir benannt

worden war: ein Grevyzebrakind, dem ich mein Herz geschenkt hatte und das später an einer schweren Durchfallerkrankung gestorben war.«

Als 10-Jähriger erzählte er seinem Vater, was er mit ihm nach seinem Tod machen würde: Er wolle ihn ausstopfen, »um ihn in der Wohnung aufzustellen. Es war eine Liebeserklärung und er verstand es sofort und lächelte.« Sie sprachen dann über einige Details dabei. Sein Vater wurde später ganz normal auf dem Leipziger Südfriedhof beerdigt, aber sein Sohn »legte anstelle von ihm das Fell von Oda [der einstigen Lieblingslöwin des Vaters] in den Flur« seiner neuen Wohnung.

Der Vater hatte auch eine Lieblingselefantenkuh: »Rhani«, der er einmal bei einer Vergiftung das Leben gerettet hatte: »Wir konnten mit ihr im Grunde alles anstellen, was wir wollten, solange nur mein Vater, der Rhani-Retter, danebenstand.« Wenn Carl-Christian auf ihr reiten wollte, blickte Rhani den »Vater gutmütig an, hob auf einen leisen Befehl hin ihr Vorderbein« und er konnte draufsteigen. Er hielt sich dann an ihrem Ohr fest, und sie wankte ihr Bein so weit sie konnte an, so dass er wie mit einem »Treppenlift« langsam nach oben glitt. In seinem Elternhaus hing nebenbei bemerkt über der Wohnzimmertür ein Elefantenostr an der Wand, es stammte jedoch nicht von der Inderin Rhani, sondern von einem afrikanischen Elefanten.

Über die Beziehung zur Löwin »Oda« und zu einer Amurtigerin namens »Kerula« hat Professor Karl Elze selbst einen Bericht veröffentlicht, den »sein« Zoodirektor Siegfried Seifert 1988 in den Sammelband »Mit dem Tier auf Du und Du« aufnahm. Der Sohn hat diesem Bericht ein ganzes Kapitel gewidmet, sein Vater schildert darin, wie man sich als Arzt mit einer Tigerin ins Benehmen setzt, die zwar eine herzensgute Mutter ist, aber eine »labile Verdauung« hat, weswegen er »ständig in engstem Kontakt« mit ihr stehen musste, woraus sich mit der Zeit eine stabile »Freundschaft« ergab.

Bei den Flusspferden kann Carl-Christian Elze sich noch heute an das »coole Geräusch« erinnern, das es machte, wenn er sie mit Äpfeln fütterte, die im »klaffenden Schleimhautteppich« ihres Mauls landeten. Dieses Geräusch bildet er sich nicht ein: »An dieser Erinnerung gibt es nichts mehr zu rütteln.«

Carl-Christian Elze bezeichnet sich an einer Stelle als »tier- und zooverrückt«, sehr schön wird das an gleich zwei Geschichten über seine »naturfarbenen« Meerschweinchen deutlich, die er eins nach dem anderen mit seinem Vater vor dem Verfüttert-Werden im Zoo, z. B. an Schlangen und Krokodile, aber auch an Löwen und Tiger, rettete. Mit den Meerschweinchen, namentlich mit »Lissi 1, 2, 3 und 4«, begann wohl diese »Prägung«, die ihn von seiner »flugzeugverrückten« Kindheit abbrachte. Er schrieb ein Drehbuch für einen Kurzfilm über eine »Meerschweinchengeburt«, das hier abgedruckt ist. In einem Kapitel erzählt er eine seltsame Geschichte, die er mit dem berühmten Direktor des Tierparks von Ostberlin, Professor Dathe, erlebte. Dathe und sein Ostberliner Tierpark standen in Konkurrenz zum Westberliner Zoo und seinem Direktor Professor Klös, der nach der Wende nicht ganz unbeteiligt an der Vereinnahmung des Tierparks und der Entlassung Dathes gewesen sein soll, wie Carl-Christian Elze nahelegt. Dathe schrieb seine Doktorarbeit in Zoologie 1935 »Über den Bau des männlichen Kopulationsorgans beim Meerschweinchen« und das erste Tier in »seinem« neuen Tierpark in Friedrichsfelde 1955 war dann auch ein Meerschweinchen – mit Namen »Hansi«. Während Klös seine Doktorarbeit als Veterinär 1953 über die Gebärorgane der weiblichen Meerschweinchen schrieb. Auch da steckt eine ganze Weltanschauung hinter.

Die Leipziger Biologin Carmen Rohrbach hat 2000 ihr Missfallen daran geschildert. Als Verhaltensforscherin am Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie sollte sie ein Jahr lang das Verhalten von Meerechsen auf einer der Galapagosinseln erforschen. Am Ende war sie sich sicher: »In meinem Beruf als Biologin werde ich nicht weiterarbeiten. Zu deutlich ist mir meine fragwürdige Rolle geworden, die ich als Wissenschaftlerin gespielt habe.« Sie erlebte zwar ein wunderbares Forschungsjahr auf »ihrer« kleinen unbewohnten Insel, »doch ich habe es auf Kosten der Meerechsen getan, gerade dieser Tiere, die die Friedfertigkeit und das zeitlos paradiesische Leben am vollkommensten verkörpern. Ausgerechnet diese Tiere musste ich mit meinen Fang- und Messaktionen verstören und belästigen. Da ich nun einmal diese vielen Daten gesammelt habe, werde ich sie auch auswerten. Diese Arbeit wird zugleich der Abschluss meiner Tätigkeit als Biologin sein, denn ich kann nicht länger etwas tun, dessen Sinn und Nutzen ich nicht sehe. Und erst recht könnte ich es nicht mehr

verantworten, Tiere in Gefangenschaft zu halten und womöglich sogar mit ihnen zu experimentieren ... Ich werde nach Deutschland zurückkehren und versuchen, eine Aufgabe zu finden, die mir sinnvoll erscheint.« Sie wurde dann Reise-  
schriftstellerin.